

Als ich und mein Bruder als Kinder viel Zeit bei meiner Großmutter verbrachten, fand ich es anfangs nie seltsam, dass sie frühmorgens reglos am Fenster stand.

Es machte mir höchstens ein wenig Angst, wenn ich früh aufwachte und mich aus dem Zimmer stahl, um in der Küche schon mal einen Apfel oder einen Keks zu klauen, den ich möglichst leise essen würde, sodass mein Bruder nicht davon aufwachte.

Sie stand am Küchenfenster des Fachwerkhauses und starrte hinaus in den Garten. Sie trug ihr langes, weißes Nachthemd und bewegte sich nicht, reagierte nicht auf mich, sah leblos aus, nur die Silhouette einer kleinen alten Frau gegen das graue Licht des Sonnenaufgangs, das die dünnen Vorhänge zu beiden Seiten des Fensters leuchten ließ.

Ich sprach sie nicht darauf an. Ich nahm an, dass sie weniger Schlaf brauchte als wir, dass es sich um ein morgendliches Ritual für sie handelte, so wie sie darauf bestand, dass wir uns vor dem Essen an den Händen nahmen und ein kurzes Gebet sprachen, obwohl sie nie in die Kirche ging.

Das Haus hatte noch keine Toilette, und in einer Nacht wachte ich auf und musste mich aus dem warmen Bettzeug stehlen, meine Holzschuhe anziehen und in die kalte Nacht hinaus zum Plumpsklo schleichen. Ich nahm den Hinterausgang. Als ich ihn schon fast wieder erreicht hatte, fiel mein Blick auf das Küchenfenster.

Es war mitten in der Nacht, im Oktober, ich weiß nicht wie spät, vielleicht noch vor Mitternacht, vielleicht drei Uhr. Es brannte kein Licht in der Küche, aber der Mond war fast voll, und im blassen Licht meinte ich, das ausdruckslose Gesicht meiner Großmutter hinter der Fensterscheibe zu erkennen.

Ich eilte ins Haus zurück. In jenem Alter war Weglaufen noch die beste Lösung; und sie wirkte, denn bis heute könnte ich nicht mit Sicherheit sagen, ob es die Wahrheit ist oder ein Traum, der sich in meine Erinnerungen eingeschlichen hat.

Wahrscheinlich, dass es genau so passierte, ist es jedoch schon.

Mein Großvater war zu alt gewesen, um in den Kriegsdienst eingezogen zu werden; er starb im Winter '41 an einer Lungenentzündung. Der Krieg war nicht lange her, als wir meine Großmutter das erste Mal besuchten. Geredet darüber, und über ihn, diesen Mann, der nicht mehr war für mich als ein ernstes Gesicht auf einem vergilbten Hochzeitsfoto, wurde nicht.

Wir wohnten bei Hamburg, sie weiter nördlich, auf dem Land. Wir verbrachten viele Ferien dort, ich und mein Bruder, in dem kleinen, verwinkelten Haus mit den niedrigen

Holzdecken. Es stand am Rand des Dorfes, gelbe Farbe verblichen und abgeblättert, und benötigte dringend ein neues Dach, das Stroh dunkel mit Flecken. Der Vorgarten war voller Blumen und hinten lagen die Beete: Kartoffeln, Erbsen, Rote Bete, Stachelbeeren, dazwischen kleine, aber knorrige Apfelbäume, auf die man gut klettern konnte. Und zur Seite hin der Hühnerstall mit seinem angebauten Auslauf. Ich weiß immer noch, wie sich die frischen, warmen Eier unter meiner kleinen Hand anfühlten, als ich sie morgens aus dem Stroh nahm.

Meine Großmutter freute sich, uns zu Besuch zu haben. Sie war eine gute Köchin und legte viel Wert darauf, dass wir ihr bei den Aufgaben halfen, die täglich anfielen; dass wir das Gemüse schnitten, im Frühling sähten und im Herbst ernteten, Apfelmus kochten, Feuerholz stapelten. Sie konnte streng mit uns sein; wir liebten und respektierten sie gleichermaßen.

Ich kann nicht sagen, wann es mir das erste Mal aufgefallen war. Ich kann nicht sagen, wann ich begann, mir darüber Gedanken zu machen.

Eines Morgens jedenfalls, ich war elf, stand ich dort mit einer Birne in der Hand, starrte auf die trüben Pfützen frühmorgendlichen Lichts, die sich auf den Backsteinfliesen sammelten. Die versteinerte Figur meiner Großmutter stand wie immer, eine Hand auf dem Fenstersims, die andere an ihrer Seite. Sie schien für mich kleiner geworden zu sein in den letzten Jahren. Und sie stand krummer; ihre Haare waren grauer. Ich nahm meinen Mut zusammen.

“Oma. Wieso stehst du hier immer?” Ich war stolz darauf, wie sicher meine Stimme zu klingen schien.

Sie bewegte sich ein kleines, beinahe unbemerkbares Stück. Mein Herz schlug schneller, als wäre diese Bewegung die letzte Bestätigung, die ich befürchtet oder erhofft hatte, dass sie kein Geist war, keine Einbildung.

“Mein Kind,” sagte sie. Ihre Stimme klang älter als gewöhnlich, rau und müde, der Dialekt derjenigen, deren Muttersprache nicht Hochdeutsch war, ausgeprägter. Sie sprach kein Platt mit uns; niemand hatte es uns beigebracht, und sie selbst versuchte es nie. “Eines Tages würdest du fragen.” Sie schwieg für einen Moment. Ich starrte ihren Rücken an, die sehnigen Schultern. “Wir Frauen in dieser Familie haben zwei Leben. Ich kann spüren, dass das erste bald zu Ende geht. Deswegen steh' ich hier und warte. Denn sobald ich sterbe, kommen nachts die Hexen und holen mich ab, und dann werd' ich eine von ihnen.”

Ich runzelte die Stirn. Ich war in dem Alter, in der man an der Schwelle zu der unumkehrbaren Erkenntnis steht, dass Erwachsene und das, was sie sagen, keineswegs

unfehlbar sind. Aber dies war meine Großmutter, und Märchen und andere Geschichten, in denen Hexen vorkamen, fand ich aufregend. "Wieso musst du dafür hier stehen? Wenn sie Hexen sind, können sie dich nicht einfach aufwecken?"

"Damit sie mich noch leichter finden. Und weil ich nicht mehr schlafen kann. Und weil ich mich darauf freue."

Ich wollte fragen, ob ich eines Tages auch so am Fenster stehen würde, aber der Gedanke von mir als eine Frau so alt wie meine Großmutter, war so fern, so unglaublich, dass ich ihn nicht formulieren konnte.

Ich wusste also nicht, was ich sagen sollte; ich nickte, obwohl sie es nicht sehen konnte, und ging. Schlich auf meinen nackten Füßen zurück in das Zimmer, in dem mein Bruder, jetzt acht, tief und fest schlief, Kopf fast unter der Woldecke verschwunden.

Sie starb drei Jahre später. Wir waren nicht da und unsere Besuche waren weniger geworden. Ich ging auf ein Mädchengymnasium am Hamburger Stadtrand und erfuhr es von meinem Vater, ihrem Sohn, der Beamter war und dessen Knieverletzung aus dem Ersten Weltkrieg ihn vor der Front des Zweiten geschützt hatte. Wenn er nach Hause kam, verschwand er in seinem Arbeitszimmer und rauchte dort reihenweise Zigarren. Der Geruch von kaltem Rauch, der über diesem dunklen Raum hing, erinnert mich mehr als alles andere an ihn. Er starb an einem Herzinfarkt, als ich achtzehn war.

Nachdem er es mir in ein paar barschen, kurzen Sätzen mitgeteilt hatte, schloss er die Tür sanft hinter sich. Meine Mutter war einkaufen gegangen. Mein Bruder spielte Fußball im Park mit seinen Freunden.

Ich setzte mich auf mein Bett, in meinem Zimmer, und wusste, dass ich weinen sollte. Der einzige Gedanke aber, der mir kam, war das Bild von meiner Großmutter, wie sie eine Gruppe in dunkle Lumpen gekleideter alter Frauen vor ihrem Fenster auftauchen sah. Wie sie barfuß nach draußen trat, auf den knorrigen, selbstgeknüpften Besen stieg, der immer neben dem Kachelofen stand, und darauf in die Dunkelheit davonritt.

Ich weinte nie um sie. Die Erinnerungen an die Ferien in dem Haus, das mein Vater verkaufte und das heute, renoviert und aufgeräumt, Fremden gehört, verschmierten wie Farben auf nasser Leinwand zu Gefühlen, Geräuschen, Sonne auf Haut, Holzsplitter in Handflächen, das Krähen des alten Hahnes am Morgen, der Geruch frisch geschälter Kartoffeln. Das Bild von meiner Großmutter, wie sie, im Nachthemd, auf dem Besen, als Schatten in der Nacht verschwindet, ist viel klarer in meiner Erinnerung. Fast klinisch, als hätte ich es irgendwann in einer Fernsehdokumentation gesehen.

1963 heirateten mein Mann und ich, ein paar Jahre später brachte ich meine Tochter zur Welt, unser einziges Kind. Sie ist Diplomatin, in Bolivien im Moment. Sie hat eine Frau aus Südafrika geheiratet; sie haben zwei Kinder, die sie zusammen adoptiert haben. Als sie vierzehn war, begann ich wieder zu arbeiten, nähte Gardinen und Tischdecken und Kissenbezüge. Wir fuhren Fahrrad, wir gingen wandern in Süddeutschland und Italien. Nachdem er, Büroangestellter in einem Schiffsbauunternehmen, in Rente ging, flogen wir regelmäßig nach Fuerteventura. Wir waren im Kegelclub. Ich las sehr viel, er nur die *Welt am Sonntag*. Wir verstanden uns gut.

Mein Mann erkrankte vor sechs Jahren an Demenz, starb vor zwei. Ich besuche sein Grab einmal in der Woche.

Ich stehe am Fenster der Kieler Wohnung, in der wir, dann ich alleine, die letzten fünfunddreißig Jahre gelebt haben. Ich sehe in die Nacht hinaus. Der Arzt sagte mir, es sei noch operabel; ich weigerte mich. Ich spüre den Tumor in meinem Bauch wachsen, oder bilde mir das ein. Die Stadt schläft und der Himmel ist ungewöhnlich klar für September. Hinter dem Schleier des Stadtglühens kann ich die Sterne und die schmale Sichel des Mondes erkennen.

Ich bewege mich nicht. Ich spüre das Verlangen danach nicht. Genauso wenig vermisse ich den Schlaf. Es war eine langsame Entwicklung und es begann ein paar Monate vor dem Tod meines Mannes; je seltener ich einschlafen konnte, desto mehr stand ich hier.

Ich habe einen Brief an meine Tochter geschrieben, der auf dem Küchentisch liegt, denn sie hat bei ihrem letzten Besuch, zur Beerdigung, nicht bemerkt, dass ich nachts nicht im Bett liege und schlafe. Sie muss wissen, dass wir uns wiedersehen werden.

Ich weiß, dass sie kommen werden, so sicher, wie ich den kalten Windhauch aus dem angelehnten Fenster auf meiner Haut spüre. Ich weiß, dass meine Großmutter auf mich wartet, und ich weiß, dass mein eigenes Warten, auf eine Weise, die ich noch nicht verstehen kann, bald zu Ende ist.